DER ÖÖ ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Mittwoch, den 6. Juli 1932

Nummer 40

Der sterbende Mörder.

Skizze von S. Otto Schröder.

Die Schreie zerflatterten im Nebel. Sie drangen kaum weiter als der Mann, der in einem kleinen Boot auf dem Meere trieb, trotz seines irren Umherstierens sehen konnte. Der Mann schrie unausgesetzt — heiser und voll Trotz. Nur hin und wieder, wenn der Verirrte aus einer Art Wahnvorstellung erwachte, wenn ihm das Grausige seiner Lage blitzartig aufdämmerte, mischte sich Todesangst in diese Schreie.

Seit fünf Stunden herrschte dieser Nebel, der alles niederschlug, die Sicht, die Schreie und die Hoffnung. Seit drei Stunden ruderte der Mann im Boot nicht mehr. Und seit zwei Stunden verursachte er diesen Lärm, obgleich dies ebenso zwecklos war wie das Rudern. Die Geräusche, die Lichtsignale, die er manchmal wahrzunehmen glaubte, hatten sich als Täuschungen erwiesen. Der Dampfer, dem er auflauerte, kam nicht, er mußte trotz der ungünstigen Witterung diesen Küstenstrich längst hinter sich gelassen haben und sich weiter draußen auf dem Meere befinden. Dieser Dampfer, nur dieser Dampfer hätte ihm Rettung bringen können, denn er gehörte einer Nation an, die eine Politik trieb, der zu Liebe er die verhängnisvolle Tat ausübte. Der Flüchtling hatte Lebensmittel und Wasser in seinem Boot. Er war ein ehemaliger Seemann. Meer und Wind, Gefahren und Abenteuer waren ihm vertraute Lebensbedingungen. Die Flucht, die ihn vor den Folgen seiner Tat bewahren sollte, war genau berechnet und auch schon fast gelungen. Nur dieser Nebel war nicht in Betracht gezogen. Sollte der etwa zu einem zufälligen Rächer werden? Der Mann stellte das Schreien ein und verfiel in dumpfes Brüten.

Durch List war es ihm bisher gelungen, allen Fährnissen und Fallen zu entgehen. Wochenlang hatte er in dem Keller eines Gesinnungsgenossen gehockt und gehorcht, denn jedes Geräusch, jeder Schritt auf der Kellertreppe bedrohte Leben und Freiheit. So viele Tage und Nächte brachte er später in der Erdhöhle eines Kiefernwaldes zu, daß er sie nicht mehr hatte zählen mögen. Im ganzen war wohl bald ein halbes Jahr verflossen, in dem keine Stunde verging, die ihm nicht Angst und Grauen einflößte.

War denn mit diesem Leiden und Sühnen nicht alles ausgeglichen und bezahlt? Warum sollte er nun sterben, nun, wo er erkannte, daß jeder Mord ein Fehltritt ist, daß jeder Mord überflüssig ist, daß jeder Mord Selbsttötung ist, unbedingte Selbsttötung des Leibes und der Seele. Wie ein aus dem Jenseits Zurückgekehrter berichten könnte, was nach dem Sterben kommt, so könnte er, der Täter, in die Welt schreien, wie es nach der Tat ist. Einhämmern wollte er es den Menschen, einposaunen, eingravieren unauslöschlich, dieses eigene Strafen des eigenen Ichs.

Leben, sühnen und warnen mußte, wollte er. Wieder preßte er mit aller Kraft die schauerlichen Kehllaute hervor. Der Nebel sog sie gierig ein, wie der weiche Sandboden damals diese kleine Lache Blut einsog. Nie mehr kann er von diesen Bildern los. Sie gestalteten ihm das Lachen eines Angesichts zur grinsenden Maske, Augen zu tiefen, hohlen Löchern und jeden Menschenlaut zu einem Röcheln. Jeder Händedruck eines Mannes wäre wie Abwehr und Verteidigung. Der süße Gesang gefiederter Sänger würde zum Röcheln werden und der Duft der Sommerblumen sich mischen mit dem Geruch von Schweiß und Blut.

Warum brachte ihm der Zufall nicht irgend ein beliebiges Fahrzeug in den Kurs? Sühnen wollte er doch, noch mehr sühnen, noch mehr leiden. Er verzichtete auf den Dampfer, der ihm Freiheit bringen sollte, dessen Mannschaft unterrichtet war, ihn hätte sichten müssen, wäre der Nebel nicht gekommen. Er verzichtete auf die weitere Hilfe derer, die ihm Boot und Lebensmittel am Meeresstrand bereitlegten. Jedes andere Fahrzeug würde ihn ausliefern. Zuchthaus, Schaffot, alles war ihm recht. Nur den Tod hinausschieben — auf Monate — Wochen — auf Tage. Wie im Fieberwahn schrie der Mensch: nicht sterben — nicht sterben!

Aber der Nebel war taub, wie er und seinesgleichen einst taub sein wollten.

Da — schimmerte dort nicht Licht auf? Brausten eben nicht Wasser und Maschinen? Der Mann im Boot stierte atemlos, die Hände auf der Bordwand verkrampft — doch die Vision wich wieder und tauchte an anderer Stelle abermals auf. Irrlichter! Irrlichter im Nebel sind wie Weissagungen. Vermutungen, Enthüllungen blitzen auf, und wenn man ihnen folgt, erweisen sie sich als Trugschlüsse — alle — alle.

Nicht hinsehen, nicht hinhorchen — unbeachtet lassen diese Irrwische hinter der grauen Mauer! Der Mann warf sich auf den Boden des Bootes und verbarg das Gesicht in den Händen.

Am anderen Tage kam der Sturm. Sturm ist Leidenschaft, ist Ausgleich und Gerechtigkeit. Der Mann im Boot war kein Feigling. Nun sein Los entschieden, wehrte er sich, kämpfte er bis zur letzten Minute um sein Leben. In langen, unabsehbaren Reihen kamen die Wogen heran, geordnet und geleitet wie Heereshaufen — groß und nach Stunden größer. Es ist, als ständen Gedanken hinter ihnen, Ideen, Pläne. Kommt nur. Mit Euch läßt sich kämpfen! Er ruderte den verderbenbringenden Elementen entgegen, mählich aber wurde es wieder finster und es kamen Außenseiter, Feiglinge, Mörder. —

Sie machen ein Kesseltreiben mit ihm — doch sie sollen ihn nicht fassen, heimtückisch, von der Seite oder aus dem Hinterhalt! Er muß den Steven bald links-, bald rechtswärts wenden — es sind ihrer so viele, und einem dieser Feinde muß er sich ergeben. Der klettert hinein in sein Boot und macht ihm starre, kalte Glieder. Er faßt ihn und zieht ihn in einen zischenden, brodelnden Höllenkessel. Es geht anscheinend gar nicht böse dabei zu. Es ist wie ein lustiges, harmloses Spiel, dieser grausige, bittere Ernst.

Still und ergeben starb der Mörder. Sein letztes Empfinden war: Ich sterbe durch mich selbst.

★

Das gesetztere Alter.

Skizze von Wilhelmine Baltinester.

Bergwind rauscht. Wie Schäumen eines fernen Wildbaches klingt es. Plötzlich glitscht der tobende Wind mit einem lauten Huih ins Tal hinein. Verfängt sich darin, dreht sich in wildem Wirbel und stiebt mit langer sausender Schleppe davon. Was er zurückläßt, ist jähe Vernichtung. Gehobene, gestürzte Dächer, denen auch die Steinbelastung nichts nützte, umgerissene Heustadl, geknickte Baumriesen, ein Heer von Zweigen, das wie ein schwarzes Netz den Boden bedeckt. Großes Klagen geht durchs Bergdorf.

Murten, der Bauer, ist am ärgsten hergenommen. Wochen wird es dauern, bis sein Anwesen in Ordnung kommt. Und dabei keine Frau im Hause, keine, die hilft und tröstet, keine, bei der man am dunklen Feier[illegible] die zerplagte Stirn ausruhen kann. Eingestehen will er [illegible] nicht, daß ihm ein Weib im Hause fehlt. Ein Dutzend Schöne und Reiche und gut zwei Dutzend minder Schöne und minder Reiche konnte er im Laufe der Jahre haben. Aber immer ist er ausgewichen, knurrend, als sei er angefallen worden. Jetzt, im gesetzteren Alter, [illegible] er im Wirtshaus wie auf dem Kirchplatz und überall, wo Männer beisammen sind, daß er jetzt schon gar nicht ans Heiraten denke, denn im gesetzteren Alter da brauche man erst recht keine Frau im Haus.

Nun, auch das Unglück nach dem Bergwind wird vorübergehen. Aber arg genug sieht es jetzt aus. Murten schaut ins Tal, dann zu den Bergen hinauf, die wie breite Riesenklumpen daliegen, zu den Gletscherzinken, die in scharfem Weiß darüber sichtbar werden.

Erst tagelang später erfährt man, daß der Wind nur ein kleines Uebel war und daß jenseits der Berge ein Erdbeben ganze Dörfer zerrüttelte. In Uhlendorf ist der Kirchturm herabgefallen und hat Hausdächer eingeschlagen, Menschen zermalmt; in Mühlberg brach beim Erdbeben ein Feuer aus, und ein Teil des Dorfes liegt in Asche. Kalt kriecht es allen über den Rücken, die es hören.

Heller Mittag ist es. Ein Weib mit einer Karre und einem mächtigen Bernhardiner davor kommt ins Dorf. Ein paar Habseligkeiten liegen darin. Alle wissen, die kommt aus einem der Unglücksdörfer. Gegen Mittag treffen noch etliche ein. Sie sehen sich mit müden trüben Blicken um, ob hier Unterkunft oder Arbeit ist. Manche tragen Geldbeutel unterm Hemd versteckt, reden von Ankauf. Aber es ist nichts zu haben, und die Bauern sperren sich gegen die Zugewanderten, als könnten die ihnen Unglück ins Dorf bringen. Manche ziehen weiter. Etliche bleiben. Unter ihnen die Frau mit der Karre. Sie geht zu den Haustüren und fragt, wo sie sich für längere Zeit einmieten könne, denn sie warte, daß ihr Vater, der mit schweren Brandwunden im Krankenhaus von Mühlberg liegt, gesund werde. Geld habe sie und würde gleich für einen halben Monat voraus bezahlen. Sie hat schwarzes schweres Haar, das so glänzt, als sei es naß, und sehr weiße dünne Haut, aus der prallrot der stark gewölbte Mund hervorleuchtet.

Murten, dem eine Magd davongelaufen ist, weil sie in einem der Erdbebendörfer drüben ihren Bräutigam hatte, läßt die Frau ein, und er sagt, Geld brauche sie ihm nicht hinzulegen, wenn sie den Magddienst übernehmen wolle. Das will sie gleich und beginnt schon in der nächsten Stunde. Sie ist sehr flink. Sie redet weit weniger als die Magd. Und nie klagt sie. Murten wundert sich, hat sie doch Hof und Haus verloren, und viel Geld wird es nicht sein, das sie mit sich herumträgt.

„Du bist wohl eigentlich tief aus dem Süden her. Uhlendorf war nicht Deine Heimat? Du siehst ganz so aus wie die Leute, die schon nahe bei der Küste wohnen."

„Die Mutter war von der Küste. Ich bin in Uhlendorf geboren."

„Ob Dein Vater überhaupt einmal gesund wird?"

„Weiß man's? Die Krankenschwester hat mir gestern durch einen Mann sagen lassen, beide Beine hätten sie dem Vater abnehmen müssen."

„Was tust Du, wenn er stirbt?"

„Kauf' mich halt irgendwo an. Da oder anderswo."

„Warum hast' bisher nicht geheiratet?"

„Warum? Weil ich nicht wollte. Ging's mir denn schlecht auf unserem Hof? Frieden und Auskommen gab's dort."

„Aus Deinen Papieren hab' ich gesehen, daß Du erst siebenundzwanzig bist. Kannst noch immer heiraten."

„Ist nicht meine größte Sorge. Hab' ich jahrelang so gelebt, werde ich noch etliche oder bis ans Ende so weiterleben können", sagt sie barsch und geht hinaus.

„Vernünftiges Weibsbild!" sagte er vor sich hin. Genau wie er denkt die über die Dinge.

Wie ein Mann hilft sie ihm beim Ausbessern aller Schäden, die der Unglückswind angerichtet hat. Hebt und gräbt, hackt und bosselt wie er mit strammen Armen und hohen nackten braunblassen Beinen, an denen die Muskeln wie Stahl sind. Und immer bleibt ihr Gesicht so weiß und ungerötet, auch in der heftigsten Mittagsglut, und ihr Haar ist wie schwarzer Lack unter der heiß wuchtenden Sonne.

Der Postbote kommt ins Haus. Er bringt einen Brief für die Fremde. Sie liest. Dann schlägt sie ein schwarzes Tuch um die Schultern und sagt: „Bauer, ich fahr' jetzt für ein paar Tage fort, den Vater begraben." Mehr sagt sie nicht. Tränen sieht er nicht. Er hat immer gemeint, alle Weiber schreien und weinen fürchterlich, wenn einer stirbt.

Fünf Tage bleibt sie aus. Und kommt zurück, wie sie wegfuhr, bleicher vielleicht, aber ebenso wortkarg. Die laute unbändige Freude ihres Bernhardiners macht sie kaum lächeln. Unwirsch drängt sie ihn ab. Nimmt ihre Arbeit im Hause wieder auf.

Abends, bei der Kohlsuppe, sagt sie: „Im Spital sind viele aus Uhlendorf. Sie sagen, der Staat will wieder aufbauen helfen. Vielleicht geh' ich in kurzer Zeit zurück."

Es fährt ihm wie Schreck durchs Herz. „Und wie wäre es, wenn Du da bliebest?"

„Nein. Ich bleib' nicht. Ich will wieder meinen eigenen Hof haben. Kann mir nicht passen, immer Magd zu sein; nötig hab' ich das nicht."

„Nicht als Magd. Ich mein', wir zwei ..."

Sie versteht ihn. Heiraten will er. „Darüber will ich nachdenken", sagt sie.

So? Denken muß sie also erst darüber? Bisher haben ihm die Weiber nachgeschickt und den Ehering unter die Nase gehalten und fast gebettelt. Und die da will erst nachdenken, ehe sie sich entscheidet. Kaltes Wasser über den Kopf ist das. Aber schließlich muß er schmunzeln. In allem ist sie ganz wie er.

Eine Woche lang gibt sie ihm keinen Bescheid. Bis er es doch nicht mehr aushält und fragt. Daß sie weggehen könnte, will ihm nicht in den Kopf; nicht aushalten würde er's, das weiß er. Dennoch fragt er nur so obenhin, wann sie eigentlich mit dem Denken fertig sein werde.

„Bin schon", erwiderte sie. „Wenn Du also zum Pfarrer gehen willst ..."

Erst mal verlangt er einen Kuß. Zehn werden daraus. Dann stapft er zum Pfarrhof hinüber, kopfschüttelnd, denn es scheint ihm so wunderlich, daß er nun diesen Weg gehen wird, den er Jahr um Jahr andere hat gehen sehen, deren Entschluß er jedesmal scharf bespöttelte. Tief versunken ist der Spott. Eine helle große Freude brennt in ihm, als er nun mit immer strahlenderem Gesicht die Treppe zum Pfarrhof hinaufsteigt.

★

Die verliebte Lokomotive.

Skizze von Alexander von Keller-Wien.

Nichts wirkt stärker auf die Seelen der Menschen als mystische Ereignisse. Treten sie ein, ist es wie eine dumpfe Ahnung schrecklicher, unfaßbarer Kräfte, die wir fürchten, ohne sie zu kennen.

Als Major Hemicroft und Oberst Longfellow aus Indien kamen, waren ihre Seelen krank, denn sie hatten alle Geheimnisse dieses unfaßbaren Landes in sich aufgenommen, ohne sie verdauen zu können. Selbst in Brindisi, wo sie den Expreß nach Calais bestiegen, lebten sie noch wie hinter einem leichten Schleier. Und hier, im Zug nach Neapel, lernten sie den jungen, liebenswürdigen, einfachen Mann kennen. Er hieß Crane, wie er sagte, Oliver Crane, und war sehr aufgeregt. Wenn eine Lokomotive pfiff, stürzte er ans Fenster und trat dabei regelmäßig dem empfindlichen Hemicroft auf die Zehen. Vor dem großen Tunnel wurde seine Unruhe geradezu krankhaft. In den Stationen las er aufmerksam die Nummern der Lokomotiven.

Bis ihn Longfellow — unfähig länger zu schweigen — zur Rede stellte.

„Verzeihen Sie", sagte der junge Mann höflich, „ich habe Angst. Finden Sie das lächerlich? Aber ich fürchte mich nicht vor Menschen, ich fürchte mich vor einer Lokomotive, die wie ein Spuk durchs Land zieht und Unheil anrichtet."

Einmal so weit, gab es kein Zurück mehr. Longfellow, aufs äußerste gespannt, nickte aufmunternd, und der junge Mann — er sagte, er wäre Bahningenieur — begann zu erzählen.

Die Lokomotive, die er fürchtete, trug die Nummer 22 222. Sie hatte verschiedentlich Unheil angerichtet. So überfuhr sie in Neapel eine richtig gestellte Weiche, kletterte in Paris, trotz aller Sicherungsmaßnahmen, auf einen fernab stehenden Verwenzug, durchbrach bei Lyon nachts die Stationswand — und stets geschah irgend ein Unglück, wenn die Lokomotive 17 586 in der Nähe war. Darüber wurde natürlich gesprochen, man begann klarer zu sehen — und als sich die einfachen Leute der Sache bemächtigten, brach eine Panik aus.

Die Ingenieure zermarterten sich vergebens die Köpfe. Man stellte Versuche an: unterließ gewisse Sicherungsmaßnahmen — es geschah nichts. Dann verdoppelte man die Sicherungsvorkehrungen, brachte die 17 586 in die Nähe — das Unheil war nicht aufzuhalten. Und in diesen schrecklichen Tagen löste Ballyraget, der große irländische Ingenieur Ballyraget, das Rätsel. Er war es, der in seiner spöttischen Art die 22 222 die „Verliebte Lokomotive" nannte.

Die Kessel beider Maschinen wurden seinerzeit in Belfast hergestellt, damals, als Ben Dawis leitender Ingenieur war. Dawis hatte eine junge Frau, die sich mit dem dritten Ingenieur, dem kleinen Italiener Bonvicini, einließ, und Dawis, der finstere, harte Dawis, kam dahinter. Er lockte Bonvicini ins Gußhaus und stieß ihn in einem unbewachten Augenblick in die brodelnde Masse; acht Tage später erwürgte er seine Frau und warf ihren Körper in einen anderen Schmelzofen.

Der junge Mann wandte sich an Hemicroft, der am ganzen Körper zitterte. „Das war es", sagte er einfach. „Aus der Masse, in welcher der Körper des armen Bonvicini lag, wurde der Kessel — das Herz — der 22 222 hergestellt, aus der anderen der Kessel der 17 586. Und seit diesem Tage rennen diese beiden Wesen aus Eisen und Stahl einander nach; sie folgen einem unfaßbaren Ruf der Natur — dem ewigen Ruf der Liebe, und nichts kann ihren Lauf hemmen ..."

Der Expreß fuhr in den Bahnhof von Neapel ein, und der junge Mann stand auf. Im Gehen sagte er noch: „Ich sehe, daß Sie sich für den Fall interessieren; sprechen Sie doch mit Ingenieur James Ballyraget, Belfast, Moon-Street 45!"

Die beiden Indienfahrer waren unfähig, sich zu rühren. Sie starrten dem jungen Mann entgeistert nach, der noch einmal die Hand hob, ehe ihn die Menge verschlang.

Drei Monate später läuteten Oberst Longfellow und Major Hemicroft an der Tür des Hauses Moon-Street 45, und ein älterer, hünenhafter Mann öffnete. Er begrüßte sie herzlich und sagte, er wäre der gesuchte James Ballyraget.

„Crane haben Sie getroffen?" sagte er und zog die Brauen hoch, „es war sicher nicht meine Schuld ... mein Sohn ist manchmal unachtsam ..."

„Herr Ballyraget", sagte Hemicroft ernst, „wir sind gekommen, um von Ihnen einige Aufklärungen zu erhalten. Wir wollen dann die Seelenforschungsgesellschaften der ganzen Welt verständigen ..."

„Hören Sie", meinte Longfellow erregt, „hören Sie, Herr Ingenieur ..."

„Kommen Sie nur weiter", sagte Ballyraget liebenswürdig. „Crane wird sich herzlich freuen ... aber ich bin nicht Ingenieur — ich bin sein Irrenwärter ..."

Das lockende Gold/ Der Wirklichkeit nacherzählt von Herbert Grote

Es war von den neuen Goldfeldern die Rede, die man irgendwo entdeckt hatte und die Tausende von Menschen mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zogen.

„Ein Fluch hängt am Gold!" sagte einer, und dann erzählte er die Geschichte: „Ich war damals gerade in Port Darwin, dort oben in Nordaustralien, und wußte nicht recht, was ich anfangen sollte. Ich hatte gehofft, in der Stadt Geschäfte machen zu können; doch die Zeiten waren schlecht, und niemand wollte mir etwas abkaufen. So saß ich in der Bretterbude, die sich stolz ‚Hotel' nannte, und wartete auf den nächsten Dampfer nach Brisbane.

Da kam der Wirt und meinte, drüben im Schuppen läge einer und wollte mich sprechen. Ich ging hinüber, kannte den Mann nicht. Vielleicht war er erst vierzig, vielleicht schon sechzig Jahre alt. Ein verwittertes Gesicht mit eingefallenen Backen und einem jahrealten Bart. Auf der Stirn stand ihm der Tod geschrieben.

Er versuchte, sich von seiner Pritsche ein wenig aufzurichten: ‚Hallo, ich höre vom Wirt, Sie wollen nach Brisbane. Mann, Sie müssen mir — wenn Sie mich auch nicht kennen — einen letzten Gefallen tun. Es ist ja bald zu Ende mit mir. Aber soviel Kraft sitzt noch in mir, daß ich Ihnen die Geschichte kurz erzählen kann. Ich bin im Süden zu Hause, und dort habe ich in meiner Jugend das Vieh gehütet, saß immer auf dem Pferderücken und bekam wohl die Unruhe damals ins Blut. Und dann kam die Zeit, wo sie in Westaustralien die neuen Goldfelder entdeckten, und plötzlich packte das Fieber auch mich.

Vielleicht wäre es anders gekommen, hätte ich damals nicht MacCardie kennen gelernt. Mac war schon ein paarmal auf Gold ausgezogen und mußte immer auf der Suche danach sein. Sonst ließ es ihm keine Ruhe. Kurz und gut, wir waren fünf Jahre zusammen, aber es schaffte nicht so, wie ich gehofft hatte. Ich konnte gerade soviel zusammenkratzen, daß ich das Geld zum Heiraten hatte, als mir einmal eine kleine Schullehrerin in den Weg lief. Mac schimpfte Mord und Brand. Aber es war nichts zu machen. Ich kaufte mir eine kleine Farm, und wir heirateten.

Acht Jahre lang waren wir glücklich miteinander. Ein Junge kam, und für ihn wollte ich arbeiten. Mac schrieb einmal von hier, einmal von dort, und wenn mich dann über seinen Berichten das Fieber nach dem Gold packte, dann setzte sich die Mary, meine Frau, mit dem Jungen auf meinen Schoß, und alles war vergessen.

Eines schönen Tages aber stand Mac vor der Tür. Er redete wie ein Wasserfall. Weiter oben im Norden wollte er einen fabelhaft reichen Claim entdeckt haben, und da brauchte er nur einen Partner, denn er hatte in den acht Jahren nichts gespart. Und nun lockte mich wieder das Gold. Ich wollte mich dagegen wehren, aber es ging nicht. Mary meinte zuerst, sagte, ich liebte sie nicht, wenn ich sie und den Jungen verließe. Und Glück würde ich niemals haben, wenn das Gold uns auseinander triebe.

Die Lockung war stärker. Ich ging doch mit Mac. Ich sagte der Frau, ich würde zurückkommen, sobald ich soviel hätte, daß wir und unser Junge für alle Zukunft genug zum sorgenfreien Leben hätten.

Sehen Sie, das war mein Leichtsinn! Da nahm ich das Maul zu voll, und nachher konnte ich nicht wieder zurück. Denn aus dem reichen Claim wurde nichts, und wir zogen mit unseren Kamelen immer weiter nach Norden, hofften etwas Besseres zu finden. Ich wollte umdrehen, aber ich schämte mich, und Mac hielt mich auch noch fest: ‚Das Glück kommt doch einmal!'

Ja, ich hatte nicht einmal den Mut, an meine Frau zu schreiben, wenn wir alle Jahre einmal irgend eine vorgeschobene Station erreichten. Und deshalb schickte ich nur dann und wann einmal etwas durch eine Bank; alles was ich gefunden hatte; gerade genug, daß die beiden davon leben konnten. Ich selbst hatte dabei vor Heimweh das heulende Elend.

So ging das an die zehn Jahre. Und dann hatten wir plötzlich Glück. Wir fanden soviel, daß wir beinahe den Verstand verloren. Ein Vierteljahr arbeiteten wir dort. Dann machte ich die vierzehntägige Fahrt nach Delamere, brachte alles Gold zur Bank, schickte meiner Frau mehr als tausend Pfund. In einem Jahr mußten wir genug haben, um aufhören zu können ...

Es kam anders. Eines Tages merkten wir, daß Eingeborene um unser Lager strichen. Erst wehrten wir sie mit ein paar Steinwürfen ab. Dann wurden sie frecher, und schließlich mußten wir zwei von ihnen über den Haufen knallen. Jetzt dachten wir, sie hätten genug. So begingen wir die Dummheit, in einer Nacht nicht aufzupassen.

Die Schwarzen überfielen uns im Schlaf. Mac wehrte sich, bis ihm ein Speer durch den Leib fuhr. Mich hatte gleich im Anfang ein halbes Dutzend gepackt und wehrlos gemacht. Ich dachte nun, es sollte auch mir ans Leder gehen. Aber die Schwarzen ließen mich am Leben, schleiften mich, während ich von ein paar Schlägen halb bewußtlos war, fort.

In einer Hütte wachte ich auf. Keiner tat mir etwas, aber ich durfte keinen Schritt tun, ohne von einem Schwarzen bewacht zu werden. Sie gaben mir auch genug zu essen — freilich fürchterliches Zeug, wie sie es gewohnt waren. Es schien ihnen nur darauf anzukommen, Herren eines Gebietes zu bleiben, das ihnen immer gehört hatte.

Ich weiß nicht, wie lange ich bei ihnen war. Mir ging jeder Zeitbegriff verloren. Es müssen drei, vier Jahre gewesen sein. Die Schwarzen schleppten mich auf allen ihren Fahrten von einer Wasserstelle zur anderen mit, zeigten mich, wenn sie andere Stämme trafen, wie ein Wundertier herum.

Von unseren drei Kamelen war nur noch eines am Leben. Ich hatte dafür zu sorgen und schlief nicht weit davon. Eines Tages, als wir seit langem wieder auf der Wanderung waren, kamen wir in eine Gegend, die mir bekannt schien. Ich wußte, wir waren nicht weit von Port Darwin. Da versuchte ich, in der Nacht auszurücken. Ich schlich mich zum Kamel, kam auf den Rücken des Tieres, doch dann fing das dumme Vieh plötzlich an, Lärm zu machen, und der Teufel war los.

Die Speere flogen. Einer traf mich in die Hüfte, daß ich aufbrüllte. Da raste das Tier fort, und die Schwarzen blieben zurück ...

Drei Tage habe ich gebraucht, bis ich hierher kam. Jetzt weiß ich, daß für mich alles zu Ende ist. Ich möchte nur eines: Daß mein Junge das Gold bekommt, für das ich Glück, Familie und Leben lasse. Hier in meiner Brieftasche ist ein Plan. Der Junge wird die Stelle finden, wenn er ein paar erfahrene Männer mitnimmt. Bringen Sie — ich weiß, daß Sie ehrlich sein werden — die Brieftasche nach Brisbane. Dort muß meine Frau mit dem Jungen wohnen. Smithson heißt sie, Alice Smithson. Sagen Sie ihr, ich hätte bereut, daß ich sie verließ, doch nun käme das Gold als mein letzter Gruß.' —

Einen Monat später war ich in Brisbane. Den alten Goldgräber hatte ich dort oben begraben helfen. Und nun stand ich vor der frühgealterten Frau, die man mir als Alice Smithson bezeichnet hatte. Sie führte mich in ihre Stube. Alles war bescheiden eingerichtet, doch von makelloser Sauberkeit.

Ich berichtete, was ich zu sagen hatte. Und dann zog ich die Brieftasche und gab sie der Frau: ‚Der letzte Gruß Ihres Mannes. Es ist der Schlüssel zu Millionen. Sie und Ihr Junge — so wollte es Ihr Mann — sollen für alle Zukunft ein sorgenfreies Leben führen.'

Die Frau hielt die Brieftasche. Dann sagte sie leise: ‚Es ist alles zu spät. Mein Junge zog vor vier Jahren aus, um den Vater zu suchen. Er ist nicht wieder gekommen. Das Gold hat auch ihn getötet. Das Gold soll nicht noch mehr Opfer fordern.'

Sie stand auf und ging in die Küche. Ich sah durch die Tür, wie sie die Brieftasche ins Herdfeuer warf."

Immer fachmännisch!

Als die Wiener Aerzte, die aus ihren Reihen ein vorzügliches Orchester zusammengestellt haben, wieder einmal ein Konzert anzeigten, wurde Leo Slezak, der Heldentenor der Wiener Oper, gefragt, ob er auch hingehe. Slezak verneinte. Der Bekannte versuchte, ihn dazu zu überreden, indem er darauf hinwies, daß auch eine Uraufführung geboten würde. Leo aber wurde unwillig und begann zu schimpfen: „Ich werde mir doch kein Aerzteorchester anhören! Ich laß mir doch meinen Blinddarm auch nicht [illegible] Philharmonikern operieren."

Immer noch.

Sind wir nicht immer wie Kinder noch,
Immer bereit, auf Wunder zu warten?
Flattern nicht unter dem Lebensjoch
Unsre Wünsche wie bunte Standarten?

Schauen wir nicht mit dem Kinderblick
Immer noch auf zu den ewigen Sternen,
Immer noch hoffend, daß jetzt das Glück
Zu uns kommt aus schimmernden Fernen?

Tragen wir nicht um zuckenden Mund
Immer noch gläubiges Lächeln bereit?
Warten wir nicht von Stunde zu Stund'
Auf jubelnden Weckruf zur Seligkeit?

Alice Maria Heinebetter.